Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 98. Bromberg, den 4. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(13. Fortsetzung.)

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchdach von Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair vor den Augen der Menschen geflohen, die er alle auf sich gerichtet meinte, vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit herauf gebracht; und wie angestrengt er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßt' er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen." Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durcheinander liefen, in Schreck versteinert stehen, und so viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häscher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ist's der Häscher schon? Nein. Es weiß niemand, was er getan. Er verzerrt sein Gesicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?" Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem sie gehört: „Wo ist dein Bruder Abel hin?" Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort ist fast so alt, als das Menschengeschlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal und der Alte spricht schon an dem Aussteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun ist's schon gut," hört er den Alten sagen. „Mach' Er seinem Meister mein Kompliment; und da ist etwas für ihn. Trink' Er eine Gesundheit dafür." Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen. „Schönes Wetter", sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär' zu Ende. „Fritz," ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Kain, wo bist du?" „Hier, Vater," entgegnet er und hämmert fort. „Der Schiefer ist fest," sagt der Alte gleichgültig; „ich hör's am Klange; er blättert nicht." „Ja," entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Wasser". „Er ist besser geworden, als früher," fährt der Alte fort; „sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein." Ein „Ja" erstirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?" „Keine." „Gut. Komm hierher. Hier vor mich." — „Was soll ich?" „Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein." Fritz Nettenmair trat in allen Gelenken schlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung. Aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dauer seines Schweigens und sein Atem, der das schwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müsse. Er rang nach Trotz. Wenn er's in seinem Argwohn errät, wer will mir's beweisen? Und könnt' er's beweisen, er gibt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? mag er sagen, was er will, ich weiß nichts, ich bin nichts gewesen, ich hab' nichts getan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdruck des Trotzes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfrieden. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kristall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinsehnen nach Ruh. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem anderen alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo ist dein Bruder?" drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor. „Ich weiß nicht. Wie soll ich's wissen?" bäumt sich im anderen der Trotz. „Du weißt nicht?" Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen und du hast's mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehen. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es tun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe heraufkommt, ist der Häscher, der dich vor den Richter führt." — Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe. Und alles war vorüber! Alles was sein mußte, war getan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne;

Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel, und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt, und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht getan. Er muß es tun, denn getan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: Die sind's, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb. Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern von ihnen sich ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh' er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eigenes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu tun, wie der Vater tat, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Die Röte glühte immer brennender auf der eingefallenen Wange; die zusammengesunkene Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn. Er wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knien vor dem Alten, als er den Angstruf ausstieß: „Was willst du, Vater? Womit gehst du um?“ „Ich will sehen“, erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, „ob ich's tun muß oder ob du's tun wirst, was getan sein muß. Und getan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehen, aber nicht für die, daß sie's nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, so daß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist solchen Tod nicht wert, Bankrottierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wend'st du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag' ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das ist's, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als deins. Tust du's nicht gutwillig, so stürz' ich mit dir hinab und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinn' dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendickel dort.“

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters angehört . Daß seine Tat noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trotz. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst.“ Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehen, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins. — Zwei.“ — „Vater,“ fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trotz seines Tones brach im Flehen: „Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen und du hörst mich nicht . Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenngleich unschuldig. Aber höre mich nur erst!“ Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende sah, sein Urteil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch verdenken. Dazwischen sah er schaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben . Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da, und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Er stand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte über des sterbenden Ännchens Bett gebeugt: „weißt du, warum du erschrickst?“ und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin und her sann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe.

Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit der Hand, die er gefaßt, es sei unnötig, den Sohn zu halten; er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehen. Auch diese Ohnmacht könnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Luke mit seinem Körper decken, oder dem Kommenden entgegengehen. Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt, denn dieser war's, der so eilig kam, hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegenging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Luke stehen blieb, da es wahrscheinlich war, er verdecke dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie, was er heute erfahren müssen, seine Kräfte gelähmt. Aber der Gesell merkte nichts davon, als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg versperren sah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?“ fragte der Gesell, indem er auf der Treppe stehen blieb. „Wen?“ fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell in Brambach gewesen, konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen von wem er wollte. „Nun, er wird nunmehr daheim sein,“ entgegnete der Gesell. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. „Er war schon auf dem Wege,“ fuhr der Geselle fort; „ich bin mit ihm bis ans Tor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär'. Der Jörg sagte, er hätt's schon hingeschafft, und käm' eben vom Turmdach von Sankt Georg, da hätt' er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab' ich gemeint, er wird noch oben sein; und weil's so eilig war, wollt' ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll.“

Jetzt erst gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er die Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: „Ich komme selber hinunter. Wart' Er auf dem Absatz, bis ich ihn rufe.“ Der Gesell gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atmen ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den

die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffenen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebte noch immer in der gleichen Gefahr, solang' der schlimme sich in seiner Nähe befand. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann tun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht und es war ihm gelungen, aufzustehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: „Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; und machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind getan; ich sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?" Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er getan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblicke fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles getan, was er getan, und in deren Anblick er Tag für Tag alles mitsehen sollte, was er getan; die seine Tat wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem alles stündlich ihn erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt. „Apollonius ist nicht gestürzt", fuhr der Alte fort und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehst", sagte er, als dieser schwieg. „Du gehst. Du bist morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande sein, so ist's besser bloße Schande, als Schande und Mord. Denk', ich hab's geschworen, und nun tu', was du willst." Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterchen Rußlands Kinder.

Bilder aus Lemberg.

Von Hans Hagen.

„Die Schwelle von Europa nach Asien" hörte ich oft Ostgalizien nennen. Es ist etwas Wahres daran, denn hier enden die Ausläufer der europäischen Hochkultur und von Osten her wehen bereits schwache asiatische Winde. Oft genug sind sie zu verderbenbringenden Sturmwettern geworden und das unergründliche Asien spie hunderttausende wilder, struppiger Reiter über das Land. Wie sie auftauchten, so verschwanden sie wieder, aber — Asiatisches blieb doch zurück.

Im Kilinski-Park stehe ich, mein Blick streift über das schon erleuchtete, stolze Lemberg. Das Läuten der Straßenbahnen, Autosignale, Wagenrasseln klingt durch die tiefe Dämmerung zu mir herauf, unzählige Lichter blinken auf, — ganz eine europäische Großstadt. Hinter mir im Park höre ich eine leise Männerstimme singen, eine traurige, öde und doch so ergreifende Melodie. Es ist ein russisches Lied, irgendwo in den endlosen Steppen entstanden. — Nun ist es zehn Jahre, seit der letzte asiatische Steppenwind über die Stadt und das Land dahinbrauste. Armeen von Ganz- und Halbasiaten folgten den Befehlen des Herrschers aller Reußen, tausende und abertausende verbluteten. Aber immer neue kamen, die von den ersten nichts wußten. Und eines Tages marschierten sie in die Stadt ein, staubig, blutig, wild. Aus rauhen Kehlen erscholl ihr Gesang, die Fenster in den Straßen schlossen sich und wurden dunkel. Zu Hause wußten sie nur eins von Väterchen Zar: daß man ihn lieben mußte! Wer das nicht tat, wurde viel geschlagen und eingesperrt, manche kamen sogar nach Sibirien. Wenn er jetzt aber durch die Straßen fuhr, standen sie fest wie die Mauern, denn hier liebte jeder wirklich Väterchen Zar.

An baumlosen Abhängen, abseits vom Hauptfriedhof liegt der russische Soldatenfriedhof. Unweit davon, auf der Spitze eines Hügels, ragt eine kleine neue Kapelle, um die sich viele grüne, gut gepflegte Gräber mit neuen Holzkreuzen scharen. Das ist der Ehrenfriedhof der im Kampfe um Lemberg gefallenen Polen im Ukrainer-Aufstand. An den baumlosen Abhängen liegen mehr als dort oben. Aber ihre Gräber zerfallen, die schwarzen Holzkreuze sind vielfach auch nicht mehr da. An einigen Kreuzen sind noch die Blechtäfelchen mit Name und Regiment, an den meisten aber nicht mehr. Wozu auch? Irgendwo im endlosen Rußland wird eine Mutter viel geweint haben. Jetzt wird sie schon ruhig sein, und der Sohn des Väterchen Zar schläft ohne Kreuz so gut wie mit Kreuz unter der Erde. Eine Tafel braucht auch nicht zu sein, denn ihn kennt ja doch keiner. Ebenso wie er gestorben ist, so ist auch das alte Mütterchen Rußland und Väterchen Zar gestorben. — Tiefer und tiefer sickert die Erde nach, gelbes Laub deckt die Grabstätten, — bald wird dort nichts mehr von Gräbern zu sehen sein.

Andere Kinder des Zaren irren heimatlos in der Welt umher, oft als Tänzer und Sänger. Viel hatte ich von dem „Blauen Vogel", einer russischen Künstlertruppe gehört. Der „Blaue Vogel" flatterte in der Welt umher — Berlin, Hamburg, Kopenhagen — und überall jubelte man der Kunst der Russen zu. Nun weilte er auch in Lemberg. Vor den Zuschauermengen tanzten sie allabendlich ihre Tänze, sangen sie ihre Lieder. Russisches Leben aus den verlorenen Weiten Europas, aus dem Kaukasus und den Steppen Asiens sangen sie — Katharinka. — Der in Lumpen gehüllte Leiermann dachte nichts und konnte nichts anderes, als nur den Leierkasten drehen. Und dazu sang Katharinka, das Mädchen, mit schwacher, elender Stimme in hohen Fisteltönen. Ihr schmaler, knochiger Körper, das unendlich geistlose Gesicht und ihr Gesang, das alles war Hoffnungslosigkeit. Dann streckte sie ihre mageren Hände aus. Bat sie um Geld, oder flehte sie Gott um Erlösung an? — Lied der sibirischen Sträflinge. — Hinter vergitterten Fenstern der Eisenbahnwagen blickten sie hervor. Wie ein Marienbildnis so bleich, geduldig und schmerzensreich sah die junge Frau aus. Und ihr Lied war der Abschied von der Welt, der letzte Aufschrei der Seele, bevor sie in den ewigen Schneefeldern für immer verschwanden. — Kaukasischer Tanz. — Um das schwache Lagerfeuer sitzen die Georgier, — im fernen Hintergrund schimmern die Schneespitzen des Kaukasus. Dumpfe Musik ertönt, schwillt an. Mit grellem Pfiff springen die erwarteten Genossen hervor, in der Mitte die geraubte Frau. Schneller, lauter wird die Musik, Dolche blitzen, sie tanzen um die Frau. Und dann rasen sie unter den wilden Klängen der Instrumente, bis ein dumpfer Schlag ihren Tanz endet. — Draußen staute sich das Publikum, besprach das eben Gesehene. Einige Kavallerie-Offiziere bahnten sich einen Weg durch die Menge. „Das sind auch Russen!" hörte ich neben mir sagen. Vielleicht ist dieser oder jener von den Künstlern oder Offizieren vor zehn Jahren auch hier eingezogen, den Säbel in der Faust, vielleicht war dieser oder jener der schlafenden Söhne des Väterchen Zar, die da draußen auf dem Friedhof liegen, einst sein Untergebener.

Das alte Mütterchen Rußland ist gestorben und seine Kinder irren weit umher in der Welt.

Hier Amt D-Zug!

Drahtlose Telephonie im Eisenbahnabteil.

Als der drahtlose Verkehr anfing, Allgemeingut zu werden, tauchte in Amerika, England und in Deutschland auch das Problem auf, vom Eisenbahnzug sich mit der Außenwelt drahtlos in Verbindung setzen zu können. Versuche, eine Verständigungsmöglichkeit zwischen den Eisenbahnwagen und einer beliebigen festen Stelle zu schaffen, liegen Jahrzehnte zurück. Schon 1880 tauchte der Gedanke auf, eine solche Verständigungsmöglichkeit zu schaffen, doch scheiterten die Versuche an der technischen Unzulänglichkeit der Mittel. Damals war man noch auf den Telegraphenverkehr und den Morseapparat angewiesen, und man zog neben dem Eisenbahngeleise einen starken Kupferdraht, an dem ein am Zug angebrachter Bügel entlangglitt, der so den notwendigen Kontakt herstellte. Aber das System hatte den Nachteil, daß man wohl bei langsamer Fahrt, bei der große Erschütterungen fehlten, eine gewisse Verständigung erzielte, bei Schnellzugstempo versagte die primitive Apparatur dagegen schon vollkommen.

In England griff man einige Jahre später den Gedanken wieder auf mit der Modifikation, daß man an Stelle

des verbindenden Strombügels indizierende Ströme verwandte. Gar bald stand man von weiteren Versuchen ab, denn es ergab sich, daß eine Verständigung höchstens auf eine Strecke von anderthalb Kilometer erreicht werden konnte. Erst als Marconi der Welt den praktischen Funkverkehr brachte, nahm man auch die Versuche des Telephonverkehrs zwischen Eisenbahnzug und Außenwelt wieder auf. Von 1903 bis 1906 arbeitete die Telefunken-Gesellschaft unablässig an der Lösung dieses Problems und erreichte beachtenswerte Ergebnisse. Erst heute aber kann das Problem als gelöst betrachtet werden, nachdem vor nicht allzu langer Zeit die überraschende Entdeckung gemacht wurde, daß — eigentlich ein Widerspruch — Hochspannungs- oder Telephonleitungen, die ja neben jedem Eisenbahngeleis herlaufen, vorzügliche Leiter und Wegweiser der Radiowellen sind. Denn die eigentliche Schwierigkeit der technischen Lösung bestand darin, daß man bei einem Telephongespräch, das über hunderte von Kilometern aus dem Zuge herausführt, so riesenhafte Sende- und Empfangsstationen auf den Zügen hätte anbringen müssen, daß alle Eisenbahnbrücken etwa 30 oder 40 Meter hätten höher gelegt werden müssen. Jetzt aber bringt man im Telephonwagen des D-Zuges, der in nicht allzu langer Zeit auf allen Hauptstrecken verkehren wird, eine kleine Sende- und Empfangsstation an, zu deren Betrieb die elektrischen Zugbatterien vollkommen ausreichen, und läßt die drahtlosen Wellen an den Telephonleitungen neben der Bahn entlanggleiten.

Man geht in die Telephonkabine des Zuges, einen bequem eingerichteten kleinen Raum, der schalldicht gepolstert ist, und nennt dem Beamten die Nummer und das Amt des gewünschten Teilnehmers in einer beliebigen Stadt. Der Beamte setzt sich drahtlos mit der nächsten großen Poststation in Verbindung und diese übernimmt die weitere Verbindung bis zu der gewünschten Stadt. Aber nicht nur mit dem „ortsfesten" Fernsprechteilnehmer ist eine Verständigung möglich. Wenn man auf der Reise ist und z. B. weiß, daß ein Geschäftsfreund einen anderen D-Zug mit Radiotelephon benutzt, kann man sich ebenfalls über die nächste ortsfeste Radiostation mit dem anderen, der 300 oder 400 Kilometer entfernt, durch das Land fährt, deutlich und klar unterhalten.

Diese Versuche wurden als Abschluß der großen Eisenbahntechnischen Woche von der Reichsbahn in Gemeinschaft mit dem Verein Deutscher Ingenieure und der Gesellschaft für Drahtlose Telegraphie F. C. Huth zum erstenmal öffentlich gezeigt. Die Reichsbahndirektion Berlin hatte einen Sonderzug zur Verfügung gestellt, der auf der Strecke Berlin—Friesack Ingenieuren und Pressevertretern diese neueste wundervolle Erfindung vorführte. Oberregierungsbaurat Hampke von der Reichsbahndirektion Altona erläuterte die technische Einrichtung der Radiostation im Zug und dann folgten praktische Vorführungen. Auf der Höhe von Nauen konnte man sich mit jedem beliebigen Telephonanschluß in Groß-Berlin verbinden lassen. Man nannte Amt und Nummer und — ein unnatürlicher Zustand — in 1½ Minuten war das Ferngespräch da, noch dazu ohne eine falsche Verbindung. Die Verständigung war, mit einem Wort, glänzend. Obwohl der Zug eine nicht unerhebliche Geschwindigkeit entwickelte, vermochte selbst das Rattern der Räder auf Weichenanlagen die klare deutliche Verständigung keineswegs zu stören. Und selbst die Großfunkenstation Nauen, die in voller Tätigkeit war, machte sich keineswegs unangenehm bemerkbar. Bisher ist aus finanziellen Gründen die drahtlose Telephonie vom D-Zug aus noch nicht allgemein eingeführt worden. Erfreulicherweise aber geht man seitens der Eisenbahnverwaltung jetzt daran, den Radioverkehr auf den Hauptstrecken auszubauen, und so dürfte im nächsten Jahr bereits der Telephonverkehr vom und zum Schnellzug sich in Deutschland eingebürgert haben. Das drahtlose Telephon im D-Zug ist für alle Reisenden ein wirtschaftliches Hilfsmittel allerersten Ranges und man darf nur hoffen, daß auch die Reichspost das Problem von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und nicht durch märchenhafte Gebühren das Radiotelephon im Eisenbahnverkehr zum Luxusinstrument stempeln wird.

Bunte Chronik

* **Kunst in Texas.** Von einer amerikanischen Konzertreise des bekannten polnischen Pianisten und früheren Ministerpräsidenten Paderewski erzählt man sich in Künstlerkreisen ein hübsches Geschichtchen. Auch in einer kleinen Stadt in Texas, deren Name rücksichtsvoll verschwiegen wird, wünschte man ein Konzert des polnischen Klaviervirtuosen zu hören und depeschierte an ihn: „Wieviel fordern Sie, wenn Sie bei uns spielen?" Paderewski, der wohl Texas für eine Art Böotien hielt, forderte prompt 10 000 Dollar, in der Hoffnung, die Leutchen dadurch abzuschrecken. Da hatte er jedoch die Zahlungsfähigkeit der Böotier unterschätzt. Sie telegraphierten zurück: „Einverstanden", — und Paderewski machte sich auf den Weg. Kaum war er an Ort und Stelle angekommen, als das Konzert auch schon begann. Im Saal natürlich ungefähr ganz Texas. Der große Pole betritt das Podium. Sein Blick fällt auf das aufgestellte Instrument. Es ist das allerneueste Modell eines — Pianola mit Handkurbel .... Aber schnell hat der Künstler Staunen und aufsteigenden Unwillen überwunden, wortlos geht er an die Kurbel und dreht fünf Stücke herunter, jedesmal belohnt mit rauschendem Beifall und am Schluß mit dem vereinbarten 10 000 Dollar-Scheck. — Vielleicht hat Paderewski es in jenem Augenblick bitter bereut, nicht von Anfang an sein Glück mit der Drehorgel versucht zu haben, anstatt mit Kunst und Politik.

*

* **Die tapfersten Frauen der Welt.** Als die tapfersten und opferfreudigsten Frauen der Welt bezeichnete der Dominikaner Dunstan Sargent in einer Predigt, die er in der Londoner Westminster-Kathedrale hielt, die Pflegerinnen der Aussätzigen. Es gibt solche Aussätzigenheime überall, und das Schicksal dieser Kranken ist wohl das Furchtbarste, das man sich denken kann. „Die Zahl der Aussätzigen in der Welt ist erstaunlich groß", sagte der Pater. „Aber noch erstaunlicher ist der Heldenmut, mit dem Frauen aller Stände und aller Altersklassen ihr Leben einsetzen, um den Unglücklichen zu helfen. Die jüngste Pflegerin, die sich ganz dem Dienste der Aussätzigen weihte und die ich kenne, war erst 19 Jahre. Viele dieser Frauen stammen aus adligen und reichen Kreisen, sind schön und anmutig. Sie opfern alles Glück dieser Welt, denn das Dasein in den Aussätzigenanstalten entbehrt aller Bequemlichkeit, wie sie der moderne Mensch erwartet, überhaupt aller Dinge, die das Leben für die meisten erst lebenswert machen. Viele dieser tapferen Frauen stecken sich selbst an und nehmen willig und freudig das furchtbare Geschick grauenhafter Entstellung und schließlich eines schrecklichen Todes auf sich."

*

* **Der andere Bunsen.** Von den beiden berühmten Brüdern Bunsen war der eine von Haus aus ein Theologe, der andere Chemiker. Wenn wir heute von „Bunsen" sprechen, denken wir nur noch an den Chemiker. Dieser Erfinder der „Bunsenbrenner" bereiste auf eine Einladung der amerikanischen Universitäten in den 70er Jahren Amerika. Da man sich dort damals, wenn man überhaupt wissenschaftlich arbeitete, meist für Theologie interessierte, so wurde er regelmäßig nach der Einführung in Privatgesellschaften gefragt: „Wann erscheint der achte Band Ihres „Christentum und Menschheit?" — Dies Buch hatte seinen inzwischen verstorbenen Herzensbruder drüben berühmter gemacht als bei uns. Als die Frage, die ihn mit seinem Bruder verwechselte, zum 25. Mal an ihn gerichtet wurde, antwortete er: „Der achte Band meines Werkes wird nicht mehr erscheinen, denn ich bin seit zehn Jahren tot."

Kleine Rundschau-Ecke

* **Von Rembrandt** wird in „Reclams Universum" eine Geschichte erzählt, die auch von verschiedenen anderen großen Malern aus späterer Zeit überliefert ist. Der Meister, der sich ja stets in Geldverlegenheit befand, entfernte sich unvermutet von Amsterdam und ließ nach einiger Zeit die Nachricht verbreiten, er sei gestorben. Von überall her strömten nun Käufer zusammen und überboten sich in ihren Preisen, da jeder noch ein Werk des dahingeschiedenen Künstlers erhaschen wollte. So wurden seine Bilder und Zeichnungen teurer bezahlt als je zuvor. Als der Maler nun nach einigen Monaten gesund und wohlbehalten wiederkehrte, konnte er eine bedeutende Summe einstreichen. Seine List aber wurde in Amsterdam viel belacht.

*

* **Der ehrliche Junge.** Der Kaufmann hatte eine Anzeige für einen Laufburschen eingesetzt. Ein unansehnlicher Jüngling meldet sich. „Arbeiten Sie gern?" fragte der Kaufmann. „Nein, Herr," lautete die überzeugte Antwort. „Sie sollen die Stellung haben!" sagte der Chef erfreut. „Sie sind der erste unter den vielen Bewerbern, der mich nicht belügt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann m. b. H. in Bromberg.